

Drei Dichter-Episoden

Autor(en): **Quindt, William**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **11 (1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Drei Dichter-Episoden

Von William Quindt.

Théophile Gautier

Es ist Nacht vom Donnerstag auf den Freitag. Draußen in Neuilly ist alles still geworden. Théo's Gäste haben sich verabschiedet, alle: die Goncourts, Flaubert, Baudelaire.

Nun ist er allein, denn die Frauen sind schlafen gegangen. Nur die eine ist bei ihm geblieben —: Euponina, Théophile Gautiers Lieblingskatze.

Théo hockt auf der Chaiselongue, mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke, und Euponina schnurrt in seinem Schoß. Er streichelt ihr seidiges Fell und spricht zu ihr. Euponina hört ihm zu mit gespitzten Ohren und klugen Augen. Diese Katze weiß wohl, daß sie um dieses Mannes Seele weiß wie kein lebendiger Mensch.

Théophile Gautier spricht, spricht von seiner unendlichen Liebe zur Kunst und zum Schönen, von seinem despotischen Verlangen nach Purpur und Gold und Marmor; spricht von des Lebens Wildheiten, denen er nachgejagt sein Leben hindurch, weil sie bergen allen Lebens berauschernde Schönheit. Er spricht von seinen stolzen Dichterträumen, die ihm alle Himmel und alle Höllen erschlossen, und spricht von der jahrzehntelangen, zermürbenden Galeerenarbeit als Feuilletonist des „Officiell“. Und er spricht zu Euponina, die leise und verstehend schnurrt, von den Frauen, die ihn geliebt — und er spricht von den Jünglingen, denen seine Liebe galt. —

Draußen schneidet ein heller Pfiff durch die Nacht. Théophile Gautier nimmt schnell und zärtlich die Katze von seinen Beinen, legt sie auf die Kissen, wirft den Mantel über, stülpt den breiten Hut auf die immer noch romantisch flatternden Locken. Dann schleicht er auf Zehenspitzen hinaus — leise, daß ihn die Weiber nicht hören; Judith nicht, seine Tochter, die weiß, daß ihr Vater ein großer Dichter ist, und die ihn nun auf Schritt und Tritt belauert, damit nichts von seinem Räusperrn und Spucken der Nachwelt verloren gehe. —

Am Gitter des Vorgartens lehnt eine schlanke Gestalt. Große dunkle Augen brennen aus blassem Gesicht dem Meister, dem König der schönen Literatur entgegen. Der schlingt seinen Arm um die schmalen Schultern des Jünglings, zieht ihn mit sich. —

Durch stille Straßen schreiten sie, der Dichter und der Knabe, der ihn liebt. Théophile Gautiers Stimme singt dunkel durch die Nacht:

„Einem Dschungel gleicht meine Seele; alle Blumen, alle Bäume, alle Kräuter wuchern auf ihrem heißen und feuchten Boden. Klare Bäche murmeln, Flüsse rauschen, irrlichterndes Moor lockt dich in gurgelndes Verderben. — Und durch das Schilf schleichen meine Wünsche wie Löwen, die ihre Krallen schärften am Dunkel der Nacht. — Zarte Träume blühen veilchenblau in meinem Busen, und die purpurnen Phantasien orgiengewohnter Kurtisanen versengen meine Sinne.

„Groß und weit und wild ist meine Seele, wie die Welt es ist — und alles liebe ich, was diese Welt nur birgt an Schönerm...

„Und so liebe ich dich, mein Knabe, mein Page und Freund, so liebe ich dich, denn dein Leib ist weiß wie seltener Stein, deine Haare sind schwarz wie die Nacht meiner Verdammnis, und deine Lippen sind rot wie jauchzende Erfüllung meiner sehnsüchtigsten Süchte... So liebte ich dich, weil du schön bist und treu. — Denn wenn alle Frauen der Welt uns betrügen — der Freund bleibt unser — bleibt uns ganz! — —

Der Knabe nimmt die Mütze ab, ihn verwirrt die Nähe des ewig glühenden Meisters, verwirren seine heißen, prunkvollen Worte. —

Aber Théophile Gautier zieht den Erzitternden näher noch an sich heran und vergräbt seufzend das brennende Gesicht in der kühlen Seide der Haare seines geliebtesten Knaben. — — —

Paul Verlaine

Es regnet im Quartier Latin. Die alten Häuser stehen wie Särge, lichtlos, dunkel, eng — Kulisse des Todes, der voll unheimlichen Lebens ist. Das flackernde Gelb der Gaslaternen kriecht fettig über das triefend nasse Kopfsteinpflaster. Der Wind faucht — verärgert und gehässig — um das Lampenglas, sucht die Flammen zu erstickern, die ihm im Wege sind, denn der Wind will allein Herr sein — nachts beim Regen im Quartier Latin. — —

Ueber die Steine schleift, stockert, schlürft ein hinkender Schritt. Eine Gestalt dunkelt auf unter den hellen Regenfäden, gebückt am Stock, der zornig gegen das Pflaster stößt. Ein dunkler, faltiger Mantel schlottert um hagere, in der nassen Kälte sich krümmende Glieder, ein unglaublich breitrandiger Hut ist quer über den Schädel gestülpt, deckt grotesk die schmale Gestalt, die so im Dunkeln einem gespenstischen Pilze gleicht...

Graue Locken quellen unter der Hutkrempe hervor, schmal geschlitzte Augen blinzeln verloren in die Regennacht. Das Gesicht, das gleich viel hat von einem Affen und von einer Katze, ist müde und traurig.

Paul Verlaine möchte weinen. — — Da ist er nun heute seinen „Steinbrüchen“ entflohen, dem Spital, weil er wieder mal unendliche Sehnsucht nach Paris hatte, Sehnsucht, welche die täglichen Besuche der Bohemiens nur mehr aufreizten, anstatt sie zu stillen. Er hat sich Urlaub geben lassen vom Doctor Chauffard, Urlaub bis Dunkelwerden. Aber nachdem er sich auf langer Wanderung bis ins Quartier Latin hingetrunken hat — Vanier, der Spitzbube von Verleger hat ihm heute fünfzig Francs geschickt!! — da war die Dunkelheit längst hereingebrochen...

Dann hat er in La Huchette speisen wollen, aber da haben die beiden Harpyen gegessen, just als ob sie auf ihn gewartet hätten, Scylla und Charybdis — Esther und Eugénie... Und sie sind beide über ihn hergefallen — natürlich haben sie gut gewußt von den fünfzig Francs — und sie haben ihm die gute Laune verkeift... Er hat für sie Getränke gezahlt, und ganz heimlich dann hat er sich wieder davon gemacht. — Nun will er seinen Aegerer ersäufen im Absynth, irgendwo. — —

Er brummelt vor sich hin, das klingt wie das Knurren eines verärgerten Katers: „O Artur, an meinem ganzen Unglück bist nur du schuld, du ganz allein. Wärest du nicht damals in mein Leben gebrochen, es wäre fein säuberlich dahingeflossen. Ich wäre noch heute bei Mathilde, sie würde mich pflegen und betreuen, und wenn ich nicht mehr im Dienst wäre, so hätte ich auf sicherstem Wege längst den Akademiesessel erreicht, der meinem Genie zusteht und gebührt. — Du allein warfest mich damals aus den Bahnen. — Es ist wahr: ich liebte den Alkohol, und ich liebäugelte mit der Unmoral — aber durch dich erst, und durch dich allein wurde ich zum Säufer, durch dich wurde ich unmoralisch... Und daran gehe ich nun zu Grunde, kläglich wie der Hund an der Räude, denn dieses alles paßt garnicht zu mir... Ich bin nicht du, Artur Rimbaud, ich bin der pauvre Lélian — Paul Verlaine... Und doch — wie gern wollte ich all dieses Elend tragen, das ja golden wäre und besonnt — wärest du wieder bei mir, oder besser: hätten wir uns nie getrennt... Irgendwo in Afrika spielst du jetzt freches Konquistadorenleben, schwelgst, bist glücklich, lebst so, wie du eben willst. Und ich — ich saufe Absynth und lasse mich von Huren plündern...“

Das ist der große Schmerz seines Lebens, über den er nie hinwegkommt: seine zerbrochene Liebe zu Artur Rimbaud, diese grenzenlose Liebe, die von dem Jüngeren brutal in den Dreck der Pariser Dirnengassen getreten wurde. — —

Paul Verlaine sieht unvermittelt den treulosen Freund vor sich — körperlich, greifbar, leibhaftig... Er lehnt in der verschmutzten Nische eines verbröckelnden Haustores, raucht aus einer weißen, holländischen Pfeife — ist in Haltung und leisester Geste ganz der Siebzehnjährige, der damals wie ein Taifun in die Pariser Literatenwelt prallte. Sie hatten ihn eingeladen, denn sie sahen in ihm ein ganz großes Genie, und sie erwarteten einen distinguierten, morbiden Dekadenzler wohlgesetzten Alters... Er kam: ein Schlacks, ein grobschlächtiger Garroche, brutale Kraft in allen Knochen, fraß für drei, schwieg, belauerte die Frauen, trank, schleppte jeden Groschen ins Bordell, hatte rohe und rote Fäuste und das Gesicht eines verderbten Knaben...

So wie damals, so lehnte er jetzt hier an der Hauswand... Bei den Fratzen auf Notre-Dame — ist er es? — und doch — nein! er ist es nicht!! — — Ein Anderer ist es, vor dem der Dichter steht, dem er beide Hände entgegenbreitet — ein Fremder und doch — ein Bekannter... Paul Verlaine entsetzte sich schon einmal heute über die Aehnlichkeit —: als er an der Mairie den Steckbrief las und das Bild des Mörders betrachtete...

Er steht immer noch vor ihm wie einer, der um Liebe bittet. Die Augen des jungen Mörders halten ihn fest. So stehen sie — wortlos... Bis der Jüngling zwei Schritte macht — vorwärts... Für einen Augenblick spürt Paul Verlaine auf seinen Lippen des jungen Mörders Mund... Doch wie er nach ihm greifen will, da hat das Dunkel den Anderen längst geschluckt — und der Wind spielt mit den langen grauen Locken des pauvre Lélian...

Paul Verlaine spürt ein heftiges Heimweh nach dem schmalen weißen Spitalbett, nach dem Krankensaal, nach den groben Freundlichkeiten des Doctors Chauffard... Er trinkt keinen Absynth in dieser Nacht, läßt sich im Fiaker zurückfahren, liegt still durch Nächte und Tage dann unter seinen Decken — ein Abwesender, ein Fremder — denkt an diesen Kuß. —

Dann kritzelt er auf dem Papier, ein Gedicht entsteht...

„Auf meinen Lippen brennt des Mörders Mund!“ — so jubelt, so weint, so jauchzt, so schluchzt die letzte Zeile...

Und das Geld, das Vanier ihm zahlt für diese Strophen, das versäuft er mit der Dirne Eugénie... Die sieht des Dichters Träne nicht, die silbern in den grünen Absynth fiel — die lacht, denn in ihrem Strumpf knistern die Francsnoten, die sie Paul Verlaine gestohlen...

(Schluß folgt)

Un Chapitre de Pétrone

Le précepteur antique peint par lui-même

Nous avons extrait cette amusante poésie, attribuée à G. Droz, de l'oeuvre libertine des Poètes du XIX Siècle. Ce recueil de poésies particulières ne se trouve malheureusement plus en vente. Espérons que nos lecteurs ne soient pas trop choqués par le style un peu osé; à l'avance nous nous en exusons.

Ric.

Au temps de ma jeunesse, il me prit fantaisie
De quitter Rome un jour et d'aller en Asie;
J'accomplis ce dessein, je hâtai mon départ.
Et sans choix arrêté, guidé par le hasard,
J'arrive dans Pergame, une cité fertile
En plaisirs, où la vie est heureuse et facile;
Mais ce qui m'y retint, je le dis sans détour,
— A quoi bon se cacher? — ce fut surtout l'amour.

Mon hôte avait un fils aussi beau que Narcisse,
Tendre fleur à cueillir, en usant d'artifice;
Je cachai donc mes goûts sous un air réservé
Et sus passer bientôt pour un sage achevé.
Tous les parents, séduits par mon maintien sévère,
M'exaltaient à l'envi, de façon que le père,
Bonhomme sans malice et plus aveugle qu'eux,
Me confia son fils et combla tous mes vœux.
Je fus chargé par lui de mener aux écoles
Son rejeton chéri; par d'austères paroles
J'eus grand soin d'écarter ceux qui de mon trésor
S'approchaient de trop près. L'avare sur son or
Ne veille pas avec plus de sollicitude,